

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 151 Bydgoszcz, 6. Juli Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(18. Fortsetzung.) ———

Um zu verhindern, daß Sylvia doch noch vorzeitig etwas von Inez Browns Geständnis erfährt, ändert Vandegrift die Reihenfolge seiner Zeugen ein wenig und läßt sofort nach Wiedereröffnung der Sitzung Sylvia auf dem Zeugensitz Platz nehmen.

Der Richter und der Staatsanwalt erwarten natürlich, daß er ihr jetzt vorwerfen wird, Inez Brown bestochen zu haben. Aber nichts dergleichen geschieht. Das Verhör verläuft ganz ruhig und undramatisch:

Vandegrift: „Mrs. Casilla, Sie haben damals, am Tage nach der Entführung Binnies, bei Ihren Aussagen auf der Polizei, laut Protokoll, kein Wort davon gesagt, daß, kurz bevor der Kidnapper kam, ein von Ihrem Gatten herbeigeholter Arzt bei Binnie gewesen sei. Sie haben auch bei Ihrer Aussage hier am letzten Freitag nichts von diesem Arzt erwähnt. — Wie soll ich mir das erklären?"

Sylvia: „Die Erklärung ist sehr einfach: es war eben kein Arzt da. Mein Mann war zwar weggegangen, um einen Arzt zu holen, weil uns Binnie etwas fiebrig schien. Aber er fand den Arzt nicht zu Hause und kam unverrichteter Sache zurück. Kurz, nachdem er auf diesem Rückweg den Garten der Villa wieder betrat, wurde er von dem aus einem Gebüsch springenden Kidnapper angegriffen und niedergeschlagen."

Vandegrift: „Aber in dem Zeitungsartikel, der nach Rolands Verhaftung erschien, haben Sie doch gesagt, der betreffende Arzt sei kurz vor Binnies Entführung dagewesen."

Sylvia: „Der Artikel ist nicht von mir, sondern von Mister Young, dem Pressechef der P.P.P., verfaßt."

Vandegrift: „Sie haben aber Mister Young die Angaben zu diesem Artikel geliefert, was Young hier auszusagen bereit ist."

Sylvia: „Gewiß — aber da ist ihm wohl ein Irrtum unterlaufen. — Er hat mich vielleicht mißverstanden."

Vandegrift: „Gut, ich will annehmen, daß Mister Young Sie mißverstanden und zwei verschiedene Situationen in seinem Artikel durcheinandergebracht hat. Aber dann müssen Sie doch immerhin die Anwesenheit eines Arztes erwähnt haben. War vielleicht einmal oder mehrmals vor dem Tage der Entführung ein Arzt bei Binnie?"

Sylvia, nach kurzem Zögern: „Das mag sein."

Vandegrift: „Haben Sie diesen Arzt aus Stockford kommen lassen — oder gar aus Newyork?"

Sylvia: „Aber nein. Binnie war ja nie ernstlich krank."

Vandegrift: „Dann haben Sie also den erstbesten Arzt aus Bushy Hill geholt?"

Sylvia, etwas nervös: „Ja, sicher — natürlich."

Vandegrift: „Wie war der Name dieses Arztes?"

Sylvia: „Daran kann ich mich nicht mehr erinnern."

Vandegrift: „Wie ich festgestellt habe, praktizierten damals nur drei Ärzte in Bushy Hill: Doktor King, Doktor Pearson und Doktor Palanco. Alle drei leben noch, und alle drei haben mir bestätigt, daß sie nie zu Binnie gerufen worden sind. — Wenn Sie Wert darauf legen, will ich die drei Ärzte als Zeugen vorladen. — Welcher Arzt soll es also gewesen sein, den Sie in Bushy Hill bei einem leichten Unwohlsein Binnies einmal oder mehrmals zu Rate gezogen haben?"

Sylvia: „Ich kann mich wirklich nicht an den Namen erinnern."

Vandegrift: „Ich habe den Eindruck, Sie wissen sehr wohl, wer dieser Arzt war, aber Sie wollen es nicht sagen. — Nun, das ist Ihre Sache. Wir werden auf diesen Punkt noch zurückkommen. — Jetzt eine andere Frage: Sie haben hier unter Eid ausgesagt — und zwar am letzten Donnerstag —, daß Ihnen, respektive Ihrem Gatten, in Hollywood nur durch einen Telephonanruf, aber niemals durch einen Brief Binnies Entführung angedroht wurde. — Halten Sie diese Aussage aufrecht?"

Sylvia: „Selbstverständlich."

Vandegrift: „Ich danke Ihnen. Das wäre alles."

Da Adams auf ein Kreuzverhör verzichtet, verläßt Sylvia den Zeugenstuhl.

Und nun erklärt Vandegrift, von seinem Recht Gebrauch machen zu wollen, den Angeklagten in eigener Sache als Zeugen zu vernehmen.

Unter allgemeiner Spannung erhebt sich Peter, geht festen Schrittes zum Zeugenstand und leistet mit ruhiger, klarer Stimme den Zeugeneid. Es ist das erstemal, daß er seit jenem erregten Zwischenfall am ersten Verhandlungstage den Mund auftut. Er fühlt, daß ihm von dem Auditorium und von der Geschworenenbank eine Welle von Sympathie entgegenströmt.

Das Verhör beginnt sehr ruhig und nimmt erst später einen bewegteren Verlauf:

„Vandegrift: „Peter Roland, Sie haben gehört, was die Zeugin Sylvia Casilla hier wiederholt unter Eid ausgesagt hat. — Ich frage Sie: Haben Sie im Mai 1928 in Hollywood per Telephon von Fernando Casilla eine Geldsumme zu erpressen versucht und für den Nichtzahlungsfall mit Entführung Binnies gedroht?"

„Niemals in meinem Leben habe ich Fernando Casilla telephonisch angerufen."

Vandegrift: „Haben Sie auf brieflichem Wege versucht, eine Geldsumme von Fernando Casilla zu erpressen?"

Peter: „Niemals."

Vandegrift: „Haben Sie brieflich mit einer Entführung Binnies gedroht?"

Peter: „Jawohl, das habe ich getan."

Vandegrift: „Wissen Sie noch, wann Sie diesen Drohbrief abgeschickt haben?"

Peter: „Ganz genau: Ich habe den an Fernando Casilla adressierten Drohbrief am Morgen des 8. Mai 1928, bevor ich zur Arbeit ins Atelier fuhr, in den Kasten geworfen, so daß ihn Fernando spätestens am gleichen Nachmittag empfangen haben muß."

Vandegrift, zu Richter Corbett und der Jury: „Ich lege Wert darauf, festzustellen, daß dies der Tag ist, an dessen Abend, nach Sylvia Casillas Angabe, die telephonische Drohung erfolgt sein soll." — Und wieder zu Roland gewandt: „Haben Sie den Brief mit einer Unterschrift versehen?"

Peter: „Nein."

Vandegrift: „Haben Sie Ihre Handschrift verstellt?"

Peter: „Ein wenig. Ich habe, meiner Gewohnheit entgegen, in Steilschrift geschrieben und die Feder anders gehalten, als ich es sonst zu tun pflege."

Vandegrift: „Weshalb haben Sie Ihre Handschrift nur leicht verstellt? Haben Sie denn nicht befürchtet, daß diese Unvorsichtigkeit zu Ihrer Entdeckung führen könnte?"

Peter: „Ich habe angenommen, daß das Ehepaar Casilla diesen Brief niemals der Polizei oder sonst jemand zeigen würde, da der Inhalt für Fernando und Sylvia Casilla höchst kompromittierend war. Und mit dieser Annahme habe ich ja auch recht behalten."

Vandegrift: „Was haben Sie denn nun in diesem Brief geschrieben?"

Peter: „An den genauen Wortlaut kann ich mich natürlich nicht mehr erinnern. Aber ungefähr hat mein Brief so gelautet: „Wenn Sie die Kräfte Ihres Kindes weiter in dieser schamlosen Art ausnützen, und wenn Sie nur den geringsten Versuch machen, das von Ihnen geplante niederträchtige Verbrechen gegen Binnies Gesundheit in die Tat umzusetzen, so wird Ihnen Binnie fortgenommen werden, wenn nötig, mit Anwendung von Gewalt."

Eine starke Bewegung geht durch den Saal. Die Spannung steigt aufs höchste, denn alle Anwesenden haben das Gefühl, daß die nächste Minute die Enthüllung eines düsteren Geheimnisses bringen wird. Aber Vandegrift enttäuscht diesmal das Auditorium: er erkundigt sich nicht, was für ein Verbrechen Roland gemeint habe. Das Verhör nimmt eine andere Wendung:

Vandegrift: „Sie glauben demnach also, daß der Telephonanruf von anderer Seite gekommen ist?"

Adams: „Ich protestiere gegen diese Frage!"

Richter Corbett: „Ich lasse diese Frage, weil die Antwort zur Aufklärung des Falles vielleicht von Wichtigkeit sein könnte."

Vandegrift, zu Roland: „Also bitte, beantworten Sie meine Frage!"

Peter: „Ich glaube nicht, daß der Telephonanruf von anderer Seite erfolgt ist, sondern: daß er überhaupt nicht stattgefunden hat."

Adams: „Ich protestiere dagegen, daß sich der Angeklagte hier zum Ankläger einer Zeugin macht!"

Richter Corbett: „Roland steht im Augenblick als Zeuge hier. Ich lege Wert darauf, daß er die gegebene Antwort motiviert."

Vandegrift: „Weshalb nehmen Sie an, Roland, daß eine telephonische Drohung überhaupt nicht stattgefunden habe?"

Peter: „Meine briefliche Drohung, Binnie zu entführen, ängstigte natürlich Fernando und Sylvia Casilla, und um die Entführung zu verhindern, konnten sie nicht umhin, die Polizei zu Hilfe zu nehmen. Da sie aber den kompromittierenden Drohbrief nicht zeigen wollten, erfanden sie, als Ersatz dafür, das Telephongespräch und fügten das Märchen von der Erpressung hinzu."

Adams, sehr erregt: „Ich protestiere nochmals dagegen, daß Roland hier derartige Angriffe gegen meine Zeugen macht!"

Richter Corbett: „Die Aussagen Rolands in seiner Eigenschaft als Zeuge schienen mir von Wert zu sein. Ich ersuche aber den Herrn Verteidiger, nunmehr solche Fragen zu vermeiden, die zu Angriffen gegen Zeugen führen, und sich solche Angriffe für sein späteres Plädoyer aufzusparen."

Vandegrift zu Roland: „Ich habe im Augenblick keine weiteren Fragen an Sie."

Stadt im Morgenfeuer

Wundersames Abenteuer —
Wenn wir noch im Dunkeln gehn,
Eine ferne Stadt im Feuer
Ersten Lichts erglühen sehn!

Rosig schimmern alte Mauern,
Die in gnadeloser Stund'
Grau und grauversunken trauern,
Welker Müdigkeiten kund.

Glanz und Glut bricht aus den Scheiben,
Die wie helle Augen sind.
Doch sie werden nicht so bleiben —
Staub des Alltags macht sie blind.

Wehmut will den Blick uns feuchten —
Hör' uns, Herr, voll Inbrunst fleh'n:
Laß der Jugend Morgenleuchten
Nicht zu schnell vorübergehn!

Heinrich Anacker

Adams macht eine Bewegung, als wolle er auf Roland zugehen, um ihn ins Kreuzverhör zu nehmen. Aber dann besinnt er sich anders: Die Erwähnung eines von Fernando gegen sein eigenes Kind geplanten Verbrechens ist ihm so überraschend gekommen, daß er, um jedes unbesonnene Wort zu vermeiden, für den Augenblick lieber auf ein Kreuzverhör verzichtet. So wird Peter Roland also wieder auf seinen Platz zurückgeführt.

Abermals muß Sylvia den Zeugenstuhl einnehmen. Diesmal ist das Verhör ganz kurz:

Vandegrift: „Die Verteidigung richtet jetzt zum dritten Male die Frage an Sie: Haben Sie oder Ihr verstorbener Gatte damals einen solchen Drohbrief erhalten? Erinnern Sie sich vielleicht jetzt daran, nachdem Roland uns den ungefähren Wortlaut dieses Briefes gesagt hat?"

Sylvia: „Dieser Brief ist eine glatte Erfindung des Angeklagten."

Vandegrift: „Ich danke — das wäre alles."

Richter Corbett, zu Adams: „Keine Fragen an die Zeugin?"

Adams: „Danke, nein."

Sylvia verläßt den Zeugenstand.

Vandegrift nimmt das Wort zu einer Erklärung:

„Hoher Gerichtshof, meine Damen und Herren von der Jury! Die Verteidigung ist überzeugt, daß Roland den erwähnten Brief geschrieben und daß das Ehepaar Casilla ihn empfangen hat. Wenn auch für die Verteidigung wenig Hoffnung besteht, daß dieser Brief noch existiert und noch weniger Hoffnung, den Brief, falls er wirklich noch existieren sollte, aufzufinden, so muß ich dennoch jeden nur denkbaren Versuch zur Auffindung machen. — Ich möchte deshalb jetzt einen mir bekannten und außerordentlich begabten Hellseher hier befragen, ob der erwähnte Drohbrief noch existiert und wo er sich in diesem Falle befindet."

Adams: „Ich muß, schon im Interesse der Würde des Gerichtshofes, gegen dieses Vorhaben der Verteidigung, das ich nur als Humbug bezeichnen kann, Protest einlegen."

Richter Corbett: „Über die Würde dieses Gerichtshofes, Mister Adams, habe nur ich allein zu wachen. — Obwohl ich persönlich auch nicht viel von Hellseherei halte, kann ich der Verteidigung doch nicht das Recht beschneiden, alle nur denkbaren Mittel, soweit sie nicht den Rahmen des Gesetzes überschreiten, zur Beschaffung von Entlastungsmaterial für den Angeklagten zur Anwendung zu bringen. Ich lasse also die Befragung des Hellsehers zu. — Von einer Vereidigung des Mannes als Zeuge kann natürlich nicht die Rede sein."

Auf einen Wink Vandegrifts wird nun der Hellseher hereingeführt — ein kleiner Mann von unbestimmbarem Alter mit einem gelblichen, zerknitterten Spitzbubengesicht. Er ist in einen enganliegenden schwarzen Kaftan gekleidet, der bis zu den Waden hinabreicht; darunter werden weiße Leinenhosen sichtbar. Seinen Kopf umschlingt ein grüner Turban, ein Zeichen, daß er sich als einen Nachkommen des Propheten betrachtet.

Der Gerichtssekretär stellt die Personalien fest, die der Mann durch Papiere belegt. Er heißt Hadji Gholam Isphahani, ist 62 Jahre alt, persischer Nationalität und seit fünfzehn Jahren in Newyork als Hellseher und Hypnotiseur tätig.

Vandegrift informiert den Perser mit wenigen Worten, um was es sich handelt. Hadji Gholam Isphahani erklärt sich bereit, sein Bestes zu tun, und bittet um möglichst lautlose Ruhe. Dann schließt er, in der Mitte des Saales stehend, die Augen und führt die Hände in einer langsamen und weitausholenden Bewegung zur Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Die glücklichste Ehe der Welt.

Wortlos seit 50 Jahren.

Eine gute Stunde Autofahrt von Budapest, auf einem reizvollen Gut im Komitat Fehér, lebt das glücklichste Ehepaar der Welt. Es nennt sich wenigstens so, und es muß etwas Wahres sein an diesem Glück, denn der Gutsbesitzer Stefan Helle und seine Frau feierten dieser Tage ihren einundfünfzigsten Hochzeitstag. Einundfünfzig Jahre sind eine lange Zeit, besonders da Kriegsjahre bekanntlich doppelt zählen, und die Ehe nach den bösen Zungen ein Dauerkrieg sein soll. Allein — es gibt viele Ehepaare auf dieser großen Welt, die einundfünfzig Jahre miteinander verbracht haben, der Leser wird also mit Recht die Frage stellen, aus welchem Grunde das Eheglück des Gutsbesitzers Helle und seiner Frau als besondere Sensation gewertet wird. Die Antwort dürfte aber selbst den allerkritischesten Leser und die skeptischste Leserin verblüffen — Stefan Helle und seine Frau, die in vollem Glück seit 51 Jahren miteinander zusammenleben, haben nämlich seit vollen fünfzig Jahren kein einziges Wort miteinander gewechselt . . .

„Das stumme Ehepaar" — so heißen sie in der ganzen Umgegend. Sie sind aber nur einander gegenüber stumm. Sonst sind sie beide nicht wortkarg. Nur miteinander sprechen sie nicht, seit fünfzig Jahren kein Wort. Und dabei ist das Hübschește, daß das stumme Ehepaar in diesen fünfzig Jahren sechs Kindern das Leben geschenkt hat, vier Knaben und zwei Mädchen, die alle selbst verheiratet sind. Im Sommer ist das Gut erfüllt von dem munteren Lärm der Enkel, — aber Großvater und Großmutter sprechen noch immer nicht miteinander . . .

Interview mit dem schweigsamen Ehemann.

Daß diese Geschichte nicht erfunden ist, beweist die Tatdache, daß ein Budapester Journalist sowohl den stummen Ehemann als auch die stumme Ehefrau interviewt hat. Beide zeigten sich dem Journalisten gegenüber recht redefreudig und erzählten die Geschichte ihrer stummen, aber darum um so glücklicheren Ehe — nur selbstverständlich nicht ganz gleichlautend . . .

Jedenfalls geht aus diesen Erzählungen, die wir selbst den „Basler Nachrichten" entnommen haben, so viel hervor daß Herr Helle und seine damals noch junge Frau sich am Vorabend ihres ersten Hochzeitstages — jetzt sind es gerade fünfzig Jahre her — ordentlich verkracht haben. Herr Helle wollte den ersten Hochzeitstag in großer Gesellschaft feiern, Frau Helle wollte dagegen allein bleiben, um so mehr, als sie die Ankunft eines Thronfolgers erwartete. Ein Wort gab das andere, Helle lud Freunde ein, aber die junge Frau erklärte, daß sie am Nachtessen nicht teilnehmen werde. Sie blieb auch in ihrem Zimmer und vergebens ging Herr Helle dreimal hin, um seine Frau zu holen. Sie blieb standhaft.

Da erklärte Herr Helle, daß des Bittens genug wäre. Wenn sie auch jetzt nicht zu den Gästen käme, würde sie nie mehr im Leben ein Wort von ihm vernehmen . . .

Sie ging nicht. Und von da ab ist es still geworden im großen Gutshaus. Selbst die Ankunft des Thronfolgers vermochte an der Lage nichts zu ändern. Sowohl Mann wie Frau waren zu stolz, um den anderen anzureden. Die Zeit verging, Wochen folgten, dann Monate, dann Jahre, und keiner der beiden brach das Schweigen, das sie auf sich genommen hatten. Es kamen noch fünf Kinder, sie wuchsen auf, sie heirateten, aber weder bei der Hochzeit ihrer Kinder, noch bei anderen Gelegenheiten öffneten Herr Helle und Frau den Mund, um miteinander zu reden. Langsam gewöhnten sie sich daran. Und Herr Helle erklärte dem Journalisten, daß ein großer Teil an seinem Ehglück dem Schweigegebot gebührt.

Tragik? — Komik!

Es gab freilich auch komische Zwischenfälle in der stummen Ehe. So geschah es, daß der älteste Sohn des Ehepaares, der einmal, als er gerade acht Jahre alt war, auf das Nachbargut eingeladen wurde, bei seiner Rückkehr erstaunt darüber berichtete, daß auf dem Nachbargut der Gutsherr und seine Frau miteinander gesprochen hätten. Der Junge war entrüstet darüber, und Herr Helle hatte Mühe, ihm zu erklären, daß ein Mann, der mit seiner Frau spricht, noch ein ganz ordentlicher Mensch sein kann . . .

Der Journalist, der das stumme Ehepaar entdeckte, begnügte sich freilich nicht mit den Erklärungen des Herrn Helle, sondern befragte auch seine Ehehälfte.

Was die stumme Frau zu raten weiß.

„Gehen Sie nun nach Hause, junger Mann, — sagte ihm Frau Helle, — und schreiben Sie ruhig einen Artikel, damit die jungen Leute von heute aus unserer Geschichte etwas lernen. Man muß eben nicht immer reden, wenn man glücklich sein will, ja, je weniger man redet, desto glücklicher wird man leben. Die meisten Leute sprechen mehr als nötig, und das kann niemals zu Gutem führen. Sehen Sie, ich glaube, es wäre vielleicht ganz gut, wenn alle Ehepaare in jedem Jahr eine Schweigezeit einführten, wenn sie, sagen wir, eine Woche lang kein Wort miteinander reden würden. So etwas ist wie ein seelisches Großreinemachen. Da kann man sich alles gut überlegen, und nach solchen Sommerferien der Zungen können sich Mann und Frau wieder in Liebe zuwenden, nachdem sie Zeit gehabt haben, darüber nachzudenken, we viel überflüssiges Zeug sie sonst miteinander geredet haben . . ."

Und das Ende?

Der Journalist befragte Frau Helle selbstverständlich auch darüber, ob sie und ihr Mann nun bis zu ihrem Lebensende schweigen wollen? Da lachte Frau Helle und meinte, sie wäre jetzt schon alt genug, und sie werde sich also eines Tages vielleicht doch vor ihren Mann hinstellen und ihm sagen:

„Alter — jetzt haben wir uns ausgeschwiegen!"

Die Anregung aber, die Frau Helle mit ihrer Idee über das seelische Großreinemachen gegeben hat, sei hiermit an alle interessierten Ehepaare weitergegeben . . .

Der neue Füllfederhalter.

Heiteres Geschichtchen von H. Willumsen.

Sie war achtzehn Jahre alt — das erfuhr ich erst später. Sie war das reizendste Mädchen der Welt — das wußte ich bestimmt —, und ich war nicht ganz Luft für sie — das glaubte und hoffte ich wenigstens . . .

Sie stand hinter dem Ladentisch in einer Buchhandlung, das hatte ich bald heraus, ebenso daß offenes Flirten ihr nicht lag. Dies stellte ich fest, als wir beide eines Morgens nebeneinander halten mußten bei rotem Licht. Seitdem trafen wir uns auf unseren Rädern oft morgens, und jeden Morgen lachten wir uns an. Aber dabei blieb es auch. Bis meine Sehnsucht und meine tintenbeschmutzten Finger mich davon überzeugten, daß ich einen neuen Füllfederhalter haben müsse, und den gab es — zum Glück! — auch in „ihrer" Buchhandlung zu kaufen. Was war also natürlicher, als daß ich mir eines Tages 25 Kronen einsteckte, mir einen schönen Schlips umband und mich bald ihr gegenüber befand! Ihre Stimme sagte zu mir:

„Was wünschen Sie, bitte?"

Ach — ihre Stimme!

„Oh — einen Füllfederhalter."

„Eine bestimmte Marke?"

„Mar—ke? — Nein. Könnten Sie mir einige Füllfederhalter zeigen?"

„Gern. Darf ich Sie hier herüber bemühen?"

Wir standen dicht beieinander, und wenn sie mir nicht eine Reihe Füllfederhalter vorgelegt hätte, würden keine zehn Pferde mich dazu gebracht haben, mich an den Zweck meines Besuches zu erinnern.

„Hier ist einer", sagte sie, „der ausgezeichnet ist, ich werde ihn füllen, dann probieren Sie vielleicht, ob er paßt?" — „Danke."

Ich nahm den Halter in die Hand, und sie legte ein Blatt Papier vor mich hin — ich sollte etwas schreiben — was sollte ich schreiben? Es wurde ein großes Fragezeichen: ? ? ?

„Ich weiß nicht", sagte ich, „ich finde ihn ein wenig hart, nicht wahr?"

Sie sah auf das Papier, nahm den Halter, lächelte und schrieb: ?! ?! ?!

Dann sah sie mich an, so von der Seite und meinte: „Vielleicht schreiben Sie mit einem anderen ein wenig deutlicher? — Hier ist einer — wenn Sie versuchen wollen —?"

Ich nahm und schrieb: Du und ich? Du und ich?

„Ist der besser?" fragte sie.

„Tjah — was meinen Sie?"

Ich zitterte vor Spannung.

Sie nahm den Halter, und dann stand da: Vielleicht — möglicherweise — kann sein —

„Falls Sie einen hätten, der etwas handlicher wäre, dieser scheint mir etwas schwer", sagte ich.

„Dann nehmen Sie diesen."

Ich schrieb wieder: Heute abend?

Meine Augen suchten die ihren, als ich ihr den Halter reichte.

„Mir scheint, als verflösse die Tinte etwas — oder ist das nur Einbildung?"

„Sicherlich, denn alle unsere Füllfederhalter sind beste Qualität. Ich werde versuchen . . ."

Morgen abend! schrieb sie und errötete ein wenig. Das kleidete sie reizend.

„Aber wir könnten ja noch einen anderen von derselben Marke versuchen. Bitte sehr!"

„Danke, ja. Der ist handlich."

„Unser Schlager. Ich glaube, Sie werden zufrieden sein — wollen Sie nicht noch einmal probieren?"

An der Ecke der Industrie-Vereinigung um 8 Uhr. Ich liebe Sie!

„Schön schreibe ich ja nicht", sagte ich bescheiden und reichte ihr das Papier.

„Die Hauptsache ist, daß die Schrift leserlich bleibt."

„Das meine ich auch."

„Und was Sie da schreiben, ist unmißverständlich."

„Sehr freundlich, mein Fräulein. Also ich nehme diesen." — „Danke . . ."

„Leben Sie wohl!"

Du großer Himmel — morgen abend 8 Uhr. Sie und ich . . .

„Verzeihung, mein Herr . . ."

Es war der Buchhändler, der mich auf der Straße anhielt.

Ich hatte vergessen, die 21 Kronen zu bezahlen, die der Halter kostete.

(Aus dem Dänischen von Karin Reitz-Grundmann).

Wie ein Bauernknecht Kronprinz wurde.

Ein wahres Märchen.

In Weißenbach, im früheren Österreich, lebt wohl noch heute der Bauernknecht Johann Sterz, der vor vielen, vielen Jahren merkwürdige Erlebnisse hatte.

Er reiste eines Tages, der Landarbeit müde, in die Stadt und nahm eine Stellung als Transportarbeiter an. Aber schon kurze Zeit nach Antritt seiner Stellung hatte er einen Unfall, der seinem Leben eine entscheidende Wendung gab. Beim Verladen einer Kiste rutschte er aus, fiel hin und wurde bewußtlos mit einer schweren Kopfwunde ins Krankenhaus gebracht. Als die Wunde geheilt war, schickte man Johann Sterz in eine Irrenanstalt, wo er drei Jahre blieb. Gesund entlassen, machte er sich auf die Wanderschaft. So kam er in die Steiermark. Dort machte nun der geistesschwache Bauernknecht ohne sein Wollen einen Aufstieg, wie er ihn nie sich hätte träumen lassen.

Die Wunde, die Johann Sterz durch den Unfall erlitten hatte, kam den Dorfbewohnern der Steiermark nicht richtig vor. Die mußte etwas „besonderes" sein. Man sprach damals viel von Kopfwunden, war doch kurz vorher Kronprinz Rudolf von Österreich auf sehr rätselhafte Weise gestorben und mit einer schweren Wunde am Kopf aufgefunden worden.

Eines Morgens, als Johann Sterz erwachte und von seinem kleinen Fenster auf die Straße blickte, bot sich ihm ein seltsamer Anblick; weißgekleidete Mädchen standen Spalier, die Feuerwehr war in Paradeuniform aufmarschiert, der Bürgermeister hatte sich in Gala geworfen. Als man das Gesicht Johannes am Fenster sah, spielte eine Musikkapelle die Volkshymne, und die inzwischen versammelten Dorfbewohner riefen laut und ohne Unterbrechung: „Hoch, hoch, Kronprinz Rudolf!"

Johann Sterz rieb sich die verschlafenen Augen. Galt das ihm? Ja, es galt ihm. Aus dem Bauernknecht war über Nacht der Kronprinz geworden. Blumen wurden ihm zugeworfen und man gab ihm zu Ehren ein wunderbares Fest.

„Der Kronprinz ist nicht tot. Er lebt! Die in Wien wissen es gar nicht. Die Zeitungen haben uns zum Narren gehalten!" riefen die Dorfbewohner, geehrt und gerührt.

Und wenn Johann Sterz seinen wirklichen Namen nannte, glaubte man ihm nicht. „Der Kronprinz will nicht erkannt sein", hieß es.

Nun lebte der arme Bauernknecht im Überfluß. Eine reiche Bäuerin bot ihm ihre besten Stuben an, jeden Tag gab einer von den Reichen des Dorfes ein Festessen.

Über ein Jahr dauerte dieses herrliche Leben. Die Residenz des Kronprinzen war ein verschwiegenes Dorf; in ganz Österreich wurde nichts von dem Incognito-Aufenthalt Rudolfs bekannt.

Eines Tages machte Sterz einen Spaziergang in eine Nachbargemeinde. Aus diesem Spaziergang wurde ein Triumphzug. Das Volk bejubelte seinen künftigen Herrscher. Wer weiß, wie lange noch die Herrlichkeit Johannes gedauert hätte, wenn nicht eines Tages ein Wiener Burggendarm zu seinen Eltern auf Besuch gekommen wäre, die in einem Nachbarorte wohnten. Als der „Kronprinz" nun auch in dieses Dorf kam und dort fürstlich empfangen wurde, nannte ihn der Burggendarm einen Schwindler. Der Burggendarm wäre beinahe gelyncht worden.

Am nächsten Tage erschienen im Auftrage der Bezirkshauptmannschaft gleich vier Gendarmen und nahmen den verblüfften Dorfbewohnern von Fürstenfeld ihren Kronprinzen weg.

Das Kreisgericht Loeben aber verurteilte Johann Sterz zu achtzehn Monaten Kerker, weil er den Namen des verstorbenen Erzherzogs-Thronfolger Kronprinz Rudolf zu jahrelangen Betrügereien mißbraucht hatte.



„Wo in aller Welt steckt Hänschen? Ich weiß bestimmt, daß er da war, als ich anfing, den Bauer mit dem Staubsauger zu reinigen!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.